

FERDINAND KÜRNBERGER UND EMIL KUH

Eine Kostprobe aus der in Vorbereitung befindlichen Gesamtausgabe des Briefwechsels, mitgeteilt von Conrad Höfer in Eisenach.

Um dem freundschaftlichen Wunsche der Herausgeber dieses Jahrbuches nach einem Beitrag zu entsprechen, teile ich nachstehend zwei Briefe mit, die schon in ihrer Vereinzelung eine gute Anschauung von dem Verhältnis der beiden bedeutenden Wiener Schriftsteller vermitteln. Ich hoffe, in nicht allzu langer Zeit den gesamten Briefwechsel vorlegen zu können. Heute schon danke ich der Stadtbibliothek in Wien, besonders Herrn Direktor Hermann Reuther, der mir in freundlicher Weise die Abschriften der Briefe Kuhs an den Freund zum Zwecke der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat. Die Originale der Briefe Kürnbergers an Kuh befinden sich in meinem Besitz.

Die beiden Briefe Kuhs, gegen die Kürnberger Stellung nimmt, bilden die Grundlage für den bekannten Aufsatz über Gottfried Kellers Grünen Heinrich, der die bedeutungsvolle Beziehung zwischen dem Kritiker und dem Dichter anbahnte und den man jetzt am bequemsten in den Gesammelten Kritiken und literarhistorischen Aufsätzen (Wien 1910, S. 340 ff.) liest.

Wiessee (Oberbayern), 1. Juli 1932.

Conrad Höfer.

Ferdinand Kürnberger an Emil Kuh.

Wien, Mittwoch 14. Sept. 1870.

Lieber Freund,

Von einem 4tägigen Spaziergange, — worunter denn auch richtig wieder ein Regentag gewesen — nicht nur zurück-

gekehrt sondern auch ausgeruht, wollen wir wieder ein bisschen plaudern.

Die Schicksalsworte*) haben Ihnen gefallen — das wußte ich; — zu denken aber gibt es mir, daß Ihnen die Redensarten**) nicht gefallen. Sie nennen sie einen „argen Übelstand“, Sie finden „ein unaufhörliches und heftiges Accentuiren der einzelnen Gedanken, Wendungen und Einfälle“ und demzufolge eine „im Leser“ erzeugte „lärmende Unruhe“. Liebster, in welchem Leser? Das ist die Frage! Und wie ich mir diese Frage beantworte, hat Ihre Präventiv-Bemerkung ganz und gar recht: „es wird Sie nicht verletzen“, denn es verletzt mich wirklich nicht und zwar darum nicht, weil ich mich so gar nicht davon getroffen fühle. Wie ich die 3 Artikel ansehe: die Schicksalsworte und die 2 Redensarten, so sehe ich weiter nichts als 3 Soldaten von verschiedenen Waffengattungen, welche sich so benehmen wie es die verschiedene Natur der Gedanken und Stimmungen erfordert. Die Schicksalsworte gehen im Parademarsch der Reflexion, die Redensarten im Sturmschritt der Aktion, das ist Alles. Die letzteren verrathen ein wenig Ungeduld, das ist wahr; aber wie schrieb denn der junge Goethe in den Frankf. Anz., oder vollends Schopenhauer, wenn er sich über die fast böswillige Dummheit der Menschen ärgert? Auch denke ich noch recht gut die Zeit, wo Sie mir diesen Styl lobten und wo er Ihnen ein Gaudium war; ich kann es mir nicht anders erklären als mit zunehmender Ruhebedürftigkeit Ihrer Nerven, wenn Ihnen heute „lärmende Unruhe“ ist, was Ihnen sonst die Genugthuung eines frischen fröhlichen Dreinschlagens war. Liebster! es wäre mehr als unfreundschaftlich, es wäre unmenschlich, wenn ich Sie in Bezug auf Ihre Nervenschwäche beunruhigte; die Race, mit welcher Sie

*) Feuilleton K. 25/8 1870, N. Wr. Tagbl. Jetzt wiederholt in Siegelringe (= Gesammelte Werke, hg. v. O. E. Deutsch. München 1910, Band 1), Seite 119/21.

**) Feuillet. K. 12. und 17. Aug. 1870, N. Wr. Tagbl. Wieder abgedruckt: Siegelringe (= Ges. Werke, Bd. I), S. 121 ff.

physisch zusammenhängen, laborirt zeitlebens an krankhafter Nervosität, ist aber im übrigen doch gesund dabei und wird steinalt. Nein, nicht physisch, wohl aber geistig möchte ich Sie ein bischen beunruhigen, nämlich Sie wachsam und aufmerksam machen und es Ihrer Selbstbeobachtung anheimgeben, ob Ihre Natur, indem sie physische Ruhe-Diät braucht, Sie nicht auch geistig verführen könnte, einem Varnhagenschen Formalismus und Styl-Gefrierpunkt näher zu treten, als Sie es geistig verdienten, der Sie doch geistig viel tiefer, männlicher, gehaltreicher und pathetischer sind als jener salongebildete beauparleur?! Das also wäre zu überlegen. Ihr Geist kann geistig nicht matter werden, aber die Physis könnte ihn von hinten her meuchlerisch beschleichen und beeinflussen. Ganz recht und sehr fein bemerkten Sie in Ihrem ersten Briefe: daß ich die Askese im Geiste habe, Sie aber im Gemüthe. Das ist die Formel. Die Askese ist mir wirklich nur eine Vorstellung, d. h. ein Geistesprodukt; Sie dagegen bedürfen ihre Calmen auch physisch, was Sie durch die Gemütssphäre genau ausdrücken, denn Gemüth ist ja der Geist in den Bedingungen des Leiblichen. Aber die Physis müssen wir wie einen Stein am Wege fein liegen lassen, wir und unsere Ärzte; wogegen wir beim Geist sehr gut unsere Doppelnatur fühlen, unser Willensvermögen und daß wir da etwas thun können — wenigstens bei Zeiten und am Anfange. Kommt die Physis als Krankheit heranmarschirt so mediatisirt sie freilich auch den Geist; aber nicht die Krankheit ist Ihr Fall, sondern bloß ein wenig Armuth der Blut- u. Schwäche der Nervensphäre. In Ihrem Falle können Sie geistig angenagt werden, müssen es aber nicht; wenn die Stärke Ihres Geistes zu den Schwächen Ihrer Physis rechtzeitig sagt: Halt, das gehört mir, da hast Du mir gar nichts drein zu reden; — so ist die Schwäche noch lange nicht schwach genug, um unwiderstehlich zu müssen, sondern der Herr, der sie bändigen kann, ist noch stärker. Ich habe mir deshalb erlaubt, ja, ich glaubte es Ihnen schuldig zu sein, diese Bemerkungen hinzuworfen als einen Stoff Ihres Selbstbewußtseins und finden

Sie sie falsch, so verzeihen Sie sie, profitiren Sie aber davon, wenn Sie ein Körnlein Wahres darin finden.

Nicht der Mühe werth wäre es, daß ich diese Bemerkungen zugunsten meiner Redensarten machte; ich mache sie noch viel mehr, ja ganz eigentlich in Bezug auf Gottfried Keller. Wie ging ich da ins Zeug mit meiner ganzen Person! Rückhaltslos, leidenschaftlich, jauchzend, wie von einer 3 Stock hohen Tremplin*) sprang ich kopfüber in dieses Wonnebad: Sie sehe ich kritisch am Ufer stehen, zaudernd, wasserscheu, Freund, ich schwöre es Ihnen, auf die Gefahr, daß ich Sie großartig verkenne: meine ganze Natur sagte mir, das ist nicht der geistige Emil Kuh, das ist der physische Ausseer Curgast, der durch stille Harzdüfte wandelt, um seine Nerven zu beschwichtigen, der einen Vorwand fast sucht, um noch mit einem Residuum ruhig bleiben zu können, um nicht als Jüngling im Feuerofen lustig zu verprasseln, mit Haut und Haar wie die Leidenschaft lodert!

Nicht daß Ihre Kritik über Gottfried Keller falsch wäre; nein, just weil sie wahr ist, weil sie so wahr und fein ist, daß das Unwahre sich nur in Nebensächlichem und fast unbewußten Pinselstrichen mit einschleicht, sehe ich an letzterem Zuge — nicht Ihr Urtheil, sondern die Willensrichtung Ihres Naturinstinkts, im Tumult des Enthusiasmus, der Sie verschlingen müßte, ein geräuschloses Ruheplätzchen sich abzustecken.

In Ihrem ersten Briefe sagen Sie folgendes:

Keller rückt an den Vortheil der Selbstbetrachtung seines Helden den anderen Vortheil einer reifen hoch überlegenen Dichter-Anschauung. Heinrich Lee erzählt Selbsterlebtes mit einer Herz und Nieren prüfenden Wahrheit, welche die individuelle Wahrheit des Erlebnisses aufhebt. Keller hat die Verwegenheit, um nicht zu sagen, die ästhetische Frechheit, die Vortheile der Darstellung im Wilhelm Meister mit denen der Darstellung in Wahrheit und Dichtung von einem und demselben Punkte versammeln zu wollen. Diese Vermischung der heimlichsten Heimlichkeit

*) = ital. Trampoline = Sprungbrett.

der Naturlaute und des Belauschens dieser Naturlaute ist allerdings unerhört . . .

Halt!

Dieses Wörtchen „unerhört“ und jenes Sätzchen „welche die individuelle Wahrheit des Erlebnisses aufhebt“, das sind die Symptome, von welchen ich zuvor gesprochen, Sie erkennen und beschreiben die Wahrheit vortrefflich, aber während ich dem überwältigenden Eindruck dieser Wahrheit jauchzend entgegensprang wie einer Mitrailleuse, sagt die Willensrichtung Ihrer ruhebedürftigen Nerven: ich will nicht überwältigt sein, und sucht Deckung in kleinen Bodenunebenheiten d. h. in Mitte der erkannten Hauptwahrheit in kleiner nebensächlicher Unwahrheit.

Unerhört! — wieso unerhört? Das was Sie schildern, ist gar sehr erhört, ist Jahrhunderte lang erhört, denn Sie schildern meisterlich die Stylweise — der ganzen ascetisch-pietistischen Literatur sowohl im katholischen Lager (Guyon) als im protestantischen (Francke, Swedenborg, etc.)*). Diese objektive „reife und überlegene Dichterschauung“, verbunden mit dem subjektiven Anschauen der Anschauung; genau das ist der Styl der Mystiker, der Asceten, der Pietisten. Man kann es nicht besser ausdrücken. Aber ist der Styl, welcher eine jahrhundertlange Literatur hat — unerhört? Höchstens ist er das im Weltlichen; aber das wollten Sie gewiß nicht sagen, denn Sie sind nicht der Mann der das zufällige Lokal einer Erscheinung in die Gesetzmäßigkeit einer Erscheinung hineinzieht. Hätte also Goethe, anstatt „die Bekenntnisse einer schönen Seele“ als Episode zu schreiben, [sie] in 4 Bänden geschrieben, so hätten wir ein Buch, genau wie der grüne Heinrich, genau in der von Ihnen charakterisirten Stylweise, aber ich zweifle, daß wir in diesem Buch eine

*) Jeanne Marie Bouvier de la Motte-Guyon (1648—1717). Vertreterin der franz. quietistischen Mystik in der kath. Kirche. Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche, hg. v. M. Buchberger, Freiburg i. Br., 4. Band, S. 761. — August Herman Francke (1663—1727), der pietistische Theologe und Schulmann, Gründer der Franckeschen Stiftungen in Halle.

Stylweise hätten, „welche die individuelle Wahrheit des Erlebnisses aufhebt“. Ich zweifle. Goethe hätte es schon gemacht, daß sie nicht aufgehoben erschiene, und G. Keller hat es gemacht. Sie erkennen einen Widerspruch, der theoretisch richtig ist, aber G. Keller hat ihn, wie ein Kolumbus, praktisch widerlegt, weil eben das Können unerschöpflicher ist als alle Formeln der Theorie. Nur ist es mir ein Phänomen, daß Sie sich gegen den praktisch gelieferten Gegenbeweis auch noch wehren, und bestätigt meinen Verdacht: Sie wollen sich wehren; Sie wollen Ruhe haben.

Noch charakteristischer für diesen meinen Verdacht fängt mir Ihr zweiter Brief an. Da hat Sie der Sturm bereits lebhafter ergriffen, Sie könnten, wie Elias im feurigen Wagen auf- und davon fliegen, aber — Sie wollen nicht! Sie wollen Ruhe haben! Ich meines Orts flog lustig im Sturme; Sie ergreifen im Sturme den Pfahl der Kritik und halten sich an. Sie schreiben:

Selten, vielleicht nie hat mich ein Geist so auf Schritt und Tritt zur Bewunderung und Abwehr (!!) zugleich gestimmt, wie gerade Gottfried Keller. Ich lese und jauchze, ich lese und schüttle unruhig den Kopf. Wo seine Darstellung einen Gipfel erreicht, da schließt sich dieser Gipfel allen den Spitzen an, welche vom Superlativ anschauender Kraft Zeugniß geben; wo aber seine Darstellung meine Ansprüche negiert, da werde ich an das Grundgebreechen der neueren Poesie gemahnt, das Goethe einmal anrührt, indem er ungefähr sagt: vor nichts habe sie sich mehr zu hüten als vor dem übertriebenen Innerlichwerden.

Ja, ja, und tausendmal ja! Aber wirf Deinen Goethe ins Feuer, wenn Du Deinen Gottfried Keller liest, denn es gibt einen Punkt, wo mir auch Goethe nicht Canon ist und zwar darum nicht, weil er's sich selbst nicht gewesen wäre. Als Goethe das sagte, hatte er gewiß ein mißlungenes Exemplum „übertriebener Innerlichkeit“ vor sich; hätten Sie ihm das gelungen e Exemplum vorgelegt, so hätte er fein still geschwiegen oder wahrscheinlich ausgerufen: „Das ist ja ganz

stupend!“ Goethe sprach immer aus dem Concreten heraus, und meinen Kopf geb ich dafür, auch jenes Wort ist in bestimmter Beziehung auf Poesien gesagt, auf Poesien, die eben schwächlich waren und nicht konnten, was sie wollten. Hätte er das wundergleiche Können des grünen Heinrich gesehen, so wissen Sie selbst sehr gut, war unser großer, liberaler Goethe der Erste der Menschen, welcher das Machen gewähren ließ, und nur das Stümpfern haßte. Wer wußte besser als er, daß aus der fruchtbaren Tiefe der Naturkraft beständig auftauchen kann, was aller Begriffe spottet, und was die Begriffe von ihren Möglichkeiten beständig erweitert? Nein, lassen Sie uns schwören, nicht auf Goethes Worte, sondern auf Goethes Geist!

Was wollen Sie auch! Selbst das größte Genie ist keine rein-absolute Erscheinung, sondern eine relativ-historische. Wir Alle wissen: Goethe und Schiller waren die letzten, die allerletzten Ausläufer der Renaissance und konnten und durften auf die Kunst der Griechen noch Rücksicht nehmen, wie es mehr und mehr die Welle der Zeit unwiderbringlich hinwegspült. Auf dem Pfade der modernen Innerlichkeit steht Goethe gleichsam an jenem Punkte der Grotte, wo er ebenso tief ins Innere der Grotte hineinsieht, als er in die äußere Landschaftscene noch zurücksieht. Du Glücklicher; Du hast leicht reden! Lebte Goethe heute, so würde er sagen: was ist zu thun; es gibt keinen Stillstand, — und würde über den Glückspunkt hinausgehen und in die Grotte der Innerlichkeit tiefer hinein.

Auch würde das gar nichts schaden.

Nicht das verdirbt die Künste und machte ihre Decadence, daß man über vorgefaßte Schönheitslinien hinausgeht, sondern wie man hinausgeht; mit Einem Worte, daß die Künste in die Hände der Virtuosen, der Egoisten, der Effekthascher, der kalten Herzen, der ungebildeten Köpfe gerathen. Kein goldener Dichter wird von einem eisernen Zeitalter eisern. Lassen Sie einen Dichter wie Gottfried Keller über all Ihre kritischen Heilighümer hinausgehen, und seien Sie versichert: das Heilige geht mit ihm.

So wenigstens empfinde ich seine Dichtweise. Gott helfe mir!

Auf meinem letzten Ausflug kam ich durch eine Waldstrecke — ich stand und staunte sie an, als hätte ich sie schon gesehen. Und doch betrat ich jene Landschaft zum erstenmale. Auf einmal wurde mirs klar: so ungefähr hatte ich in der Fantasie mir den Wald vorgestellt, durch welchen Romeo und Julie auf dem Dorfe an jenem letzten Morgen sich Hand in Hand führten. Da ging mir ein Stich durchs Herz, ein Jammer kam über mich, ein Mitleid — ich hätte geweint, wenn ich nicht so harte Augen hätte. Oder vielmehr, jener Thräne, welche mir wirklich ins Auge trat, wären Ströme von Thränen gefolgt.

Was ist das, daß mirs jene Kinder angethan haben, als hätte ich meine leiblich eigenen Kinder an ihnen verloren? Die ganze Poesie der Welt hat mir nie etwas gesagt, das mich so gerührt und ergriffen hätte, als wie Romeo und Julie auf dem Dorfe.

Wie war ich erschrocken, als ich in Ihrem ersten Briefe ganz kurz und trocken den Satz las: „Den grünen Heinrich habe ich nunmehr bis gegen das Ende des zweiten Bandes genossen.“ Spricht man so von dem größten Glück, das Einem die Poesie je erwiesen hat?! Das Ende des zweiten Bandes! Als ich in dieses letzte Drittel des zweiten Bandes hineingerieth, wurde ich starr vor dem Entsetzen der Freude; ich glaubte nicht, daß Menschen das machen könnten. Was die ganze romantische Schule gewollt hat, wornach sie alle geschwitzt und gezappelt haben, Novalis, Eichendorff, Tieck — welches Kostüm haben sie herbeigeschleppt! wieviel Staub haben sie aufgewirbelt! Mönche, Ritter, Burgen, Mondschein, blaue Blumen, Volkslieder, Volksmärchen, — welche Qual der Mühe und Absicht! Und Alles umsonst! Da liege ich auf meinem Sopha, ahne nichts Arges, habe ein Buch in der Hand und lese so fort und siehe da, die romantische Poesie kommt zu meiner Thüre herein und sagt: da bin ich! Sieh mich an! Novalis, Eichendorff, Kleist, Tieck, — ganze Literaturepochen, Bibliotheken und

berühmte Namen habt ihr, auf die Tatsache hin, daß man mich gesucht hat; da hast Du ein Buch in der Hand, — von wenig Gekannt- und Berühmtsein — und das hat mich gefunden. Das ist die Romantik! Dieser Ritt durch den Wald ist es, dieser Kuß der jungen Leute ist es, diese Wirkung des Kusses ist es, welche im Physiologischen obscön wäre und welche ein Mann, der Alles kann, in die Region der süßesten Unschuld erhebt. Kein Mönch, keine Burg, kein Mondschein, — die Romantik macht diesen Ritt durch den Wald — in unserer nüchternen Schweiz, in unserer nüchternen Zeit! Dieses ganze letzte Drittel ist das alte romantische Volkslied, seine Fantasie, seine Stimmung, sein Geist! Und wie haben sie geschwitzt und in Bibliotheken studirt und in Curiositätenläden gekramt, und wie die Kinder mit Trommel und Fahne zuletzt sein Geklingel äußerlich nachgeahmt und der Frau Aventure sich an die Kittelfalten gehängt. Da hast Du die Frau Aventure! Da reitet sie durch die moderne, industrielle Schweiz, die goldene Krone auf dem Köpfchen, und einen Kuß auf den Lippen und nach dem Kusse das Wort: „Ach, es wäre so schön gewesen!“ Wann hat man je die Unschuld schöner verloren und behalten zugleich?

„Ich habe solch einen Menschen noch nie gesehen!“ Die Natur hat ganz recht, daß sie nach Shakespeare und Goethe noch immer fortfuhr, Dichter zu machen: sie hat noch immer zu sagen, was keiner gesagt hat; sie hat noch immer zu können, was keiner gekonnt hat.

Aber zu guter Letzt schließe ich doch nicht als Enthusiast, sondern als Kritiker. Nur geht meine Kritik nicht den grünen Heinrich an, sondern — Yoriks Empfindsame Reise. Ich habe dieses Buch neulich in Einem Zuge gelesen, und es hat mir nicht mehr Stich gehalten wie vor Zeiten. Alles was zart, fein, sinnig, liebenswürdig, schön und recht menschlich ist, bemerkte ich nach wie vor; nur bemerkte ich diesmal auch, daß all dieses Unvergängliche in einem vergänglichen Zeitkostüm steckt, — mehr als dichterisch billig! Einen Achilles, einen Don Quixotte kann man aus- und anziehen; wenn ich aber hier der menschlichen

Seele ihr Kleid ausziehe, so fürchte ich fast die Seele selbst zu zerreißen. Ein Mann, welcher erröthet, wenn ein anderer Mann das Wort „weibliche Blöße“ ausspricht, ein Mann, welcher erröthet, wenn er sich mit einer sittsamen Putzmacherin in seinem Zimmer allein sieht; kann man sich heute einen solchen Mann noch vorstellen? Was ist hier Mensch, und was ist — Perücke, Manschette, Jabot? Genug, ich habe hier den Zopf als Subjekt empfunden und die Poesie nur als Prädikat. Es ist möglich, daß unsere Großväter durch solche Zustände hindurch gegangen sind; aber leichter stell ich mir doch den Zustand des Achilles vor, als diesen Zustand.

Unser guter Yorick ist eigentlich ein Don Juan der Tugend. Der Mensch raffinirt so gut auf den Genuß, daß er wohl weiß: der Genuß ist der Tod des Genusses, und nun verwickelt er sich in lauter schlüpfrige Abenteuer, wo er nicht das Größte, sondern das Feinste genießt — die Tugend, die Unschuld, die Sittsamkeit, das Erröthen! Das versteht man eine Zeit lang und geht mit; zuletzt aber bekommt es doch einen fatalen greisigen Beigeschmack, und man wittert bei aller Liebenswürdigkeit etwas Gemachtes und Ungesundes. Wäre der Held ein beschränkter und einseitiger Mensch, so würden er und die Einseitigkeit seines Treibens vortrefflich sich decken; aber er ist ein Mann, von dem man sehr wohl verlangen kann, die ganze Welt in sich aufzunehmen, denn er hat alle Bildungsmittel dazu. Wie er nun in der ganzen Breite des Lebens doch nur der einseitigsten Gelée- u. Obersschaumdichtung nachgeht, und alles Roastbeef sorgfältig vermeidet, so ist das die Wahl einer grillenhaften Willkür, eine Art Indisposition, kurz, ein Naturfehler. Man sieht hier ein Individuum, das noch viel enger ist als individuell; und wie es Leute gibt, welche darauf wetten, wie viel sie essen oder wie wenig sie schlafen können, so scheint mir Yorick gewettet zu haben, daß es möglich ist, auf einer gewissen schmalen Strohhalmlinie des psychologischen Haushalts durch die Welt zu gehen. Auf die Länge macht mir das Buch den Eindruck einer peinlichen Wette. Es gleicht fast jenen Büchern, welche die Auf-

gabe durchführen, in ihrer Schreibung auf einen gegebenen Buchstaben des Alphabets zu verzichten; es fehlt mir ein geistiger Buchstabe in Yoricks Art und Manier.

den 16. September.

Ich habe zwei Tage pausirt, weil ich ein erbittertes Feuilleton schrieb gegen V. Hugos „Aufruf an die Deutschen“ (Abendblatt der N. Fr. Presse, Dienstag den 13. September). Das Feuilleton wird im Wiener Tagblatt und gleichzeitig in der Berliner Börsenzeitung am Sonntag d. 18. erscheinen*).

Während ich soeben darauf aus war, für meine Abstimmungen in der Kriegsära ein deutsches Organ zu suchen, wurde ich selbst gesucht von der Berliner Börsenzeitung. Sie ließ durch Rogge**) bei mir anfragen, ob sie mich haben könne, weil sie meinen Feuilletons in den beiden Pressen und im Tagblatt seit langem gefolgt sei und Lust nach mir trage. Ich antwortete am allgemeinen bejahend, sagte, daß mich der Antrag freue, weil ich selbst darnach geize, vor einem maßgebenden d. h. deutschen Publikum gehört zu werden und nicht in einem neutralen Sumpfwasser, das nichts dreinzureden hat. Ohne kaufmännische Klugheit wollte ich freimüthig verrathen, daß ihr Wunsch auch der meinige sei; nebenbei aber wäre ich just kein fingerfertiger Literat, weniger Journalist, als bloßer Liebhaber und Gastrollenspieler, und könnte ziffermäßig normirte Quantitäten nicht versprechen.

Diesen dargebotenen Finger ergriffen sie inzwischen mit beiden Händen, denn unterm 8. September schrieben sie folgendes, oder vielmehr ließen es schreiben, denn ein Sekretär scheint mündlich angegebene Gesichtspunkte ziemlich schlecht reproducirt zu haben:

Sehr geehrter Herr. Wir danken Ihnen bestens für die Be-

*) Der Aufsatz stand unter dem Titel: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Berliner Börsenzeitung vom 25. September 1870; jetzt im I. Bd. der Ges. Werke, S. 126.

**) pol. Publizist, Verfasser des Werkes „Österreich von Villagos bis zur Gegenwart“ (1872—73) und „Österreich seit der Katastrophe Hohenwart—Beust“ (1879).

reitwilligkeit, mit der Sie unserem Wunsche, in eine nähere Verbindung mit Ihnen zu treten, entgegengekommen sind. Wir wollen auch unsererseits uns ganz offen Ihnen gegenüber aussprechen. Wir sind seit langem Ihren feuilletonistischen Beiträgen (lies: Arbeiten) gefolgt und haben daher ein ziemlich klares Urtheil in Beziehung auf Ihre Leistungsfähigkeit. Dadurch (?!) wird es uns stets angenehm sein, wenn Sie regelmäßig für unsere feuilletonistische Sonntagsnummer, die unter dem Namen „Börse des Lebens“ erscheint, einen regelmäßigen Beitrag liefern wollten. Es läßt sich jedoch, ehe wir einige Beiträge von Ihnen erhalten haben, noch gar nichts Bestimmtes über das Honorar sagen; jedenfalls hoffen wir, daß Sie mit unsern Bedingungen zufrieden sein werden. Wir geben uns, bis wir weiter darüber gesprochen haben werden, blind in Ihre Hand und versprechen, das, was Sie schließlich fordern werden, zu bezahlen. (d. h. wenn ich recht verstehe, sie warten kaufmännisch mein eigenes Gebot ab; ist es weniger, als ihre Intention, umso besser; ist es mehr, so wollen Sie 's für einen Monat riskirt haben, und werden dann immer noch handeln, weil sie ja von i h r e n Bedingungen sprechen.) Sie fahren fort:

Unsere Intentionen gehen aber nun weiter. Weil eben nur jede Woche einmal ein solches Feuilleton erscheint und wir fühlen, daß unserer Zeitung, die ja einen so großen Leserkreis hat, vielleicht noch weiter zu einem Renommée zu verhelfen wäre, wenn wir regelmäßig locale Verhältnisse in feuilletonistischer Weise besprechen, so denken wir bei der Verbindung mit Ihnen an die Möglichkeit, daß Sie vielleicht ganz zu uns übertreten d. h. ein festes Mitglied unserer Redaktion werden, um alsdann täglich über das, was sich gerade darbietet, in jener pikanten Weise, die Ihnen eigen ist, zu schreiben. Es wird uns angenehm sein, in Beziehung auf diesen Punkt zunächst einmal in generali Ihre Ansicht zu hören und werden wir dann etc.

Verstehen Sie das? „locale“ Verhältnisse, „täglich!“ Will sich die Berliner Börsenzeitung, so frage ich mich, auf einmal zu „Gränzboten“ machen, zu einem außerösterreichischen

Organ Oesterreichs? Täglich Correspondenz-Feuilletons aus Wien! Aber wenn auch! Wieso ist man dann „ganz übergetreten“ und „festes Mitglied“ der Redaktion? Auf einmal fiel mirs wie Schuppen von den Augen: das heißt ja nichts anderes als, sie wollen dich nach Berlin. Das alles paßt auf Berlin und nicht auf Wien! Nun ist's freilich deutlich und zwar so deutlich als möglich; aber doch noch immer indirekt. Und finden Sie es nicht bedeutend ungeschickt, daß man einen so weitgehenden Antrag nicht direkt formulirt: Willst Du zu uns nach Berlin übersiedeln? Gewiß, das hat ein Schames*) geschrieben.

Nach Berlin gehe ich nun nicht, und so wird das Ganze in p r a x i auf kaum etwas anderes hinauslaufen, als daß sie meine Feuilletons, die sie, wie mir Szeps**) sagt, ohnedies nachgedruckt haben, künftig mit meiner Erlaubniß nachdrucken werden, oder vielmehr gleichzeitig mit dem Wiener Original, denn schwerlich komme ich dazu, ihnen eigene Manuscripte zu schreiben, sondern ich werde mich in der Regel beschränken, meine Wiener Manuscripte in einem eigenhändigen Duplo einzuschicken und dafür einige Thaler Entgelt zu nehmen. Hauptsache ist mir jedenfalls, daß ich damit Berliner Feuilletonist bin und zu den Preußen rede. Der Chorus für Elsaß und Lothringen kann nicht stark genug sein, und jede Stimme hilft die Wucht der öffentlichen Meinung vergrößern, denn noch ist die Gefahr einer diplomatischen Schwachmüthigkeit in diesem Punkte nicht überwunden.

Weil wir soeben in der Journalistik sind, so kann ich Ihnen auf Ihre Thaler***)frage nicht die gewünschte Antwort geben. Ich durchblättere die Augsburger Allgemeine nur cursorisch und wende namentlich von Allem, was er ausdrücklich zeichnet, meine Augen geflissentlich ab.

Über einen flüchtigen Scherz sollten wir nicht hin- und herschreiben müssen, und doch kann ich es nicht auf mir sitzen lassen, daß Sie mich für so unpraktisch halten, Sie als El-

*) Jüdischer Tempeldiener.

**) Moritz Szeps, hervorragender Wiener Journalist.

***) Schriftsteller u. Redakt. d. N. Fr. Presse.

sässer Schulmeister oder Redakteur verhungern zu lassen. Stell' ich mir denn vor, daß der Redakteur von den Abonnenten und der Schulmeister von den Schulgeldern lebt? Es versteht sich von selbst, daß ich mir bei der politischen Bedeutung dieser Funktionäre Staatsdotationen denke und zwar tüchtige.

Aber so wenig hat Ihr schwarzer Undank mich abgeschreckt und so unermüdlich bin ich, meine Freunde glänzend zu versorgen, daß ich gleich wieder den beiliegenden Ausschnitt aus dem Abendblatt unseres Tagblattes producire, ob etwa Waldeck*) darauf reflektiren will.

Jetzt ungefähr wäre die Zeit, wo ich mir vorgenommen hätte, auf einem alpinen Ausflug in Aussee zu gastiren, aber — soeben lasse ich mir das erste Holz kommen und mein Sommerbett mit dem winterlichen Plumeau versehen. Welch ein Jahr! Sehr fürchte ich, Sie kommen von Aussee nicht nur ohne Accreation zurück, sondern noch mit Einbuße. Das ist doch traurig! Soll denn Europa wirklich vereisen? Es müssen am Nordpol großartige Revolutionen vor sich gehen, und ganze Eisländer sich abtrennen, welche, nach Süden treibend, durch ihr Schmelzen die Luft abkühlen und mit ihrem Überfluß von Regenmaterial saturiren. Und während wir hinweggespült werden, sollen wir uns bilden und moderne Fortschritte machen! Nichts da; es leben die Leidenschaften! Morgen schreibe ich ein Feuilleton gegen Jacques**), der sich nach einander gestern in der Augsb. Allg. und heute in der N. Fr. [Presse] sehr unnöthig gemacht hat. „Gute Nacht; morgen wieder lustick!“

Seien Sie tausendmal begrüßt mit all den lieben Ihrigen
Ihr Ferd. Kürnberger.

Emil Kuh an Ferdinand Kürnberger.

Aussee in Steiermark, 23. September 1870.

Sie sind ein gewaltthätiger Mensch, lieber Freund! Doch setze ich gleich hinzu: Ihre Vorzüge gehen teilweise aus Ihrer

*) Bedeutender Wiener Kritiker.

**) Wiener Rechtsanwalt und Reichsratsabgeordneter.

Gewalttätigkeit hervor, oder hängen wenigstens mit ihr zusammen. Ich schreibe dies in sehr freundlicher Stimmung, von einem großen Spaziergang durchs Gebirge und an den See zurückgekehrt, recht von Herzen geneigt, jede fremde Eigentümlichkeit gelten zu lassen, und vor allem Ihnen so gut wie immer.

Hätten Sie mit Ihren Bemerkungen über die angebliche Ruhebedürftigkeit meines Geistes diesen Punkt wirklich getroffen, ich wäre dann der Letzte der Sterblichen, der sich gegen die Berührung eines inneren Schadens sträubte. Sie haben jedoch unrichtig diagnostiziert. Meine Nerven verlangen zuweilen Beschwichtigung und eine solche wird mir dann gewöhnlich durch Einsamkeit, durch Fernesein von mir widerstrebenden Personen, durch Abgeschiedensein von dem Lärm der Macher und Tuer. Aber in dieser gewonnenen äußeren Ruhe hört meine seelische Beweglichkeit, mein Suchen und Tasten, mein Spinnen und Schauen nicht auf; ja dieses wird dann erst recht isoliert, also ausgestaltet und gekräftigt. Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ich während der letzten 10 Jahre, sei es in Tagen physischen Leidens, sei es in meiner Ferienzeit, Bücher zur Hand genommen hätte, welche nach der Art der sogenannten leichten Lektüre alle Knoten aufdröseln, alle Stränge zerteilen, alle Fesseln überhaupt und alle Spannung abstreifen und aufheben. Ich wollte, ich hätte etwas mehr von dem Drange nach jener geistigen Ruhe, welche den Kontrast der Erregung bildet. Ein ruhebedürftiger Kurgast in Aussee, sagten Sie, habe über Keller geurteilt, nicht mein Ich, mein volles, allen großen Eindrücken sich hingebendes Ich. Und einige Absätze später halten Sie mir den „Pfahl der Kritik“ vor, an den ich mich gehalten hätte, nur um von der Macht des Buches nicht fortgerissen zu werden. Warum aber taten Sie dies? Weil ich einfach geschrieben habe: ich hätte den Grünen Heinrich nunmehr bis gegen das Ende des zweiten Bandes gelesen! weil ich nicht den ganzen Sturm, den das außerordentliche Buch in mir aufwühlte, in die Eingangsphrase mit hineingenommen, weil ich die Skala von Ent-

zücken und Schrecken, von Liebe und Abneigung, die der Grüne Heinrich auf mir spielte, nicht in dem unerheblichen, aber natürlichen Anschlag ahndungsvoll voraus verkündigt habe. Ja, Sie sind ein gewalttätiger Mensch! um Ihren Enthusiasmus einem von Haus aus enthusiastischen, aber diesmal besonnen erregten Freunde vis-à-vis zu rechtfertigen, oder zu verteidigen, lassen Sie ohne weiteres den Enthusiasmus des Freundes von der Schwindsucht ergriffen sein; um sich das Herrenrecht der Genußfreude zu wahren, muß der aufs Genießen angelegte Freund plötzlich die Galeere der dünnen Kritik rudern. Und Sie hatten gar nicht Ursache, Ihren Enthusiasmus zu rechtfertigen oder zu verteidigen, so wenig als das Herrenrecht Ihrer Genußfreude ins Gedränge kam. Gewiß, Sie sind ein gewalttätiger Mensch!

Der Grüne Heinrich ist mir (dies sagte ich während des Lesens oft zu meiner Frau) geradezu ein Erlebnis. Er zählt zu den Schriften, die mir von 5 zu 5 Seiten Stunden des Sinnens und das Gelesene gepflanzt [so!] haben, die mir das sogar schon oft Vernommene so in die Seele geschwätzt haben, daß ich etwas vollständig Neues zu empfangen wähnte. Der Grüne Heinrich hat mich auf Jahre abgesperrt von den „modernen“ Meisterstücken des Romans. Der Grüne Heinrich ist mir ein unleugbarer Gewinn für meine biographische Arbeit über Hebbel, was dieselbe dem Kundigen an mancher Stelle verraten wird. Der Grüne Heinrich hat sich siegreich gegen die Attaquen behauptet, womit die gewaltige Geschichte der letzten Monate auf mich eindrang. Bis tief in die Nacht saß ich zuweilen über dem Buche. Im Wald und am See war es an meiner Seite; jedem der Szenerie des Romans ähnlichen Pfade in Aussee folgte ich mit traumhaften Empfindungen, welche zum Roman zurücklenkten. Jede Gesprächswendung in der Unterhaltung mit meiner Frau schlug unwillkürlich in ein Zitat aus dem Grünen Heinrich um. Aus solchen Elementen, glaube ich, setzt sich das Urteil eines Ruhebedürftigen nicht zusammen, solche Elemente sind wohl auch nicht die geeignete Unterlage der Notwehr gegen die Kräfte des erschütternden Ge-

dichts. Ich wehrte mich nicht, noch wollte ich mich wehren. Nein, bester Freund, diesmal hat Ihre Menschenkenntnis keine Wunder verrichten helfen; diesmal ist bloß Ihre Gewalttätigkeit wieder tapfer gewesen.

Die nämliche Empfindung, welche durch den Grünen Heinrich in ungemessene Schwingung kam, sträubte sich aber auch gegen die psychologischen und philosophischen Kunstgriffe, die Keller dort anwendet, wo sein dichterisches Vermögen in seiner Reinheit nicht ausreicht. Freilich reizen mich diese Kunstgriffe, weil sie aus der geistigen Überlegenheit und Freiheit eines ungewöhnlich starken Individuums kommen, aber ich bin längst gewitzigt, die so beschaffenen Reizungen nicht mehr mit dem Segen der einfachen und deshalb nicht minder tiefsinnigen Kunst zu verwechseln. Darum nannte ich Goethe, als den Inbegriff der einfachen Kunst, wie Sie, um für Ihre Bewunderung Kellers einen typischen Anhaltspunkt zu finden, Homer genannt haben. Wann hätte ich Goethe, seit ich reif geworden, wie die Pfaffen einen Heiligen angerufen, um ein ästhetisches Dogma zu stützen?! Wie sehr ich die Formeln der Theorie verachte, sollten Sie längst genau wissen! Warum aber stellen Sie sich, als ob Sie es nicht wüßten? Nie wird der lautere Dichtergeist, wenn er nach Jahrhunderten wieder bei diesem oder jenem Volke die hellste Form annimmt, das Vollendete wesentlich anders bilden, als es Homer und Goethe gebildet haben. Das schöne Bild von der Grotte der Innerlichkeit, wo Goethe ebenso tief hineinsieht, als er in die äußere Landschaftsszenerie noch zurücksieht, wird bei j e d e m Goethe, den die Natur noch auszuspielen hat, seine Berechtigung haben. Kein Goethe wird aber in die Grotte der Innerlichkeit tiefer hineingehen, also über „jenen Glückspunkt hinausgehen“, wie Sie als Advokat Kellers behaupten.

27. September.

Von einem Ausfluge nach der Gosau, auf die Zwieselalm, heimgekehrt, fahre ich fort.

Ich leugne, daß es Keller gelungen sei, das unmöglich Geglaubte durch sein Können möglich gemacht zu haben, und bleibe auch bei meinem Ausdrucke: daß „diese Vermischung der heimlichsten Heimlichkeit der Naturlaute und des Belauschens dieser Naturlaute unerhört“ sei. Wie sich von selbst versteht: unerhört in der Poesie. Was geht mich die ascetisch-pietistische Literatur an, wenn ich es mit einem Gedicht zu tun habe! Die Poesie verträgt diese Beichte nicht, die Poesie wird von Fieberschauern geschüttelt, wenn das prüfende Auge der Betrachtung ihre ohnehin dünne Sinnlichkeit fortwährend belästigt. Und nicht selten fröstelt es im Grünen Heinrich unheimlich, totenhaft. Sieht man näher zu, so gewahrt man mit Schrecken, daß die meisten Szenen und Gestalten dieses Romans, trotz ihrer Lebendigkeit, doch nur Vorlagen sind, welche die Philosophie der Darstellung zur Entfaltung bringen sollen. Darum auch haben die von Keller geschilderten Menschen etwas Profilirtes, darum wenden sie uns stets nur eine einzige Seite zu, darum fehlt ihnen dasjenige, was ich das göttlich Alltägliche nenne, die unbefangene, von jeder Seite zugängliche Bewegung der Menschenkinder Goethes und Manzonis im „Wilhelm Meister“ und den „promessi sposi“. Auch ist das Buch trostlos, in dem Sinne nämlich, daß der Dichter die harten Folgerungen aus der Unfreiheit der Willens-Impulse zwar großartig zieht, aber hinterher uns aufreden will, diese Welt sei ja auf's prächtigste eingerichtet, man müsse sich nun einmal ins Unvermeidliche fügen, dann werde sich schon ein Facit ergeben, mit dem man zufrieden sein könne. Oder wäre Ihnen der treulose Optimismus Kellers entgangen?!

Genug; warum soll ich ein ganzes Manuscript über den Grünen Heinrich schreiben, da wir doch bald mündlich das Buch besprechen werden.

Die letzten Wochen des Herbstes scheinen alles aufbieten zu wollen, um uns mit dem physischen Himmel zu versöhnen. Einen wundersameren Eindruck als vom Gosausee mit seinem Dachstein, habe ich bisher nicht in den Alpen empfangen. Auf der Zwieselalm bot sich mir ein wahrhaft

symbolisches Bild dar: die Gletscherspitzen und Eisfelder aus Österreich, Bayern, Tirol und Kärnten neben einander, scheinbar auf eine Linie gezogen, als ob keine Ländergrenzen vorhanden wären. Vor dem 3. Oktober werden wir kaum abreisen.

Was sagen Sie wohl zu der Schandtät Preußens: Jacoby auf die Festung zu setzen*), während Napoleon auf Wilhelmshöhe residiert. Ein wahres Labsal war mir der in der „N. fr. Presse“ mitgeteilte Brief Renans an Strauß, nachdem die Sudel-Reporter und Frankreich-Hasser nach dem Schlage der Herren Scherer und Paul Lindau Tag aus Tag ein eine Gesindestuben-Sprache geführt haben. Ja, auch heute würde Goethe noch kein Verzückerter aus politischen Motiven sein und auch heute würde ich seiner Zurückhaltung meine Billigung schenken.

Ich freue mich, Sie bald zu sehen. Frau und Kinder grüßen Sie.

Ihr

Emil Kuh.

*) Der Königsberger Arzt Dr. Johann Jacoby (1805—1877), radikaler Abgeordneter, Verfasser der „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ (1841), hatte sich öffentlich gegen das „Kanonenrecht“ gewendet, auf Grund dessen Elsaß und Lothringen unbefragt in den Verband des Reichs aufgenommen werden sollten. General Vogel von Falkenstein schickte den Vf. des Aufsatzes in Ketten auf die Festung Lötzen; erst nach Wochen gelang es Bismarck, den Fehlgriff der Militärs rückgängig zu machen. Vgl. den Aufsatz von G. Meyer: Der Verfasser der „Vier Fragen“ in d. Frankf. Zeitg. vom 8. März 1927. Vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, V. Teil, Leipzig 1927, S. 134 ff u. ö.